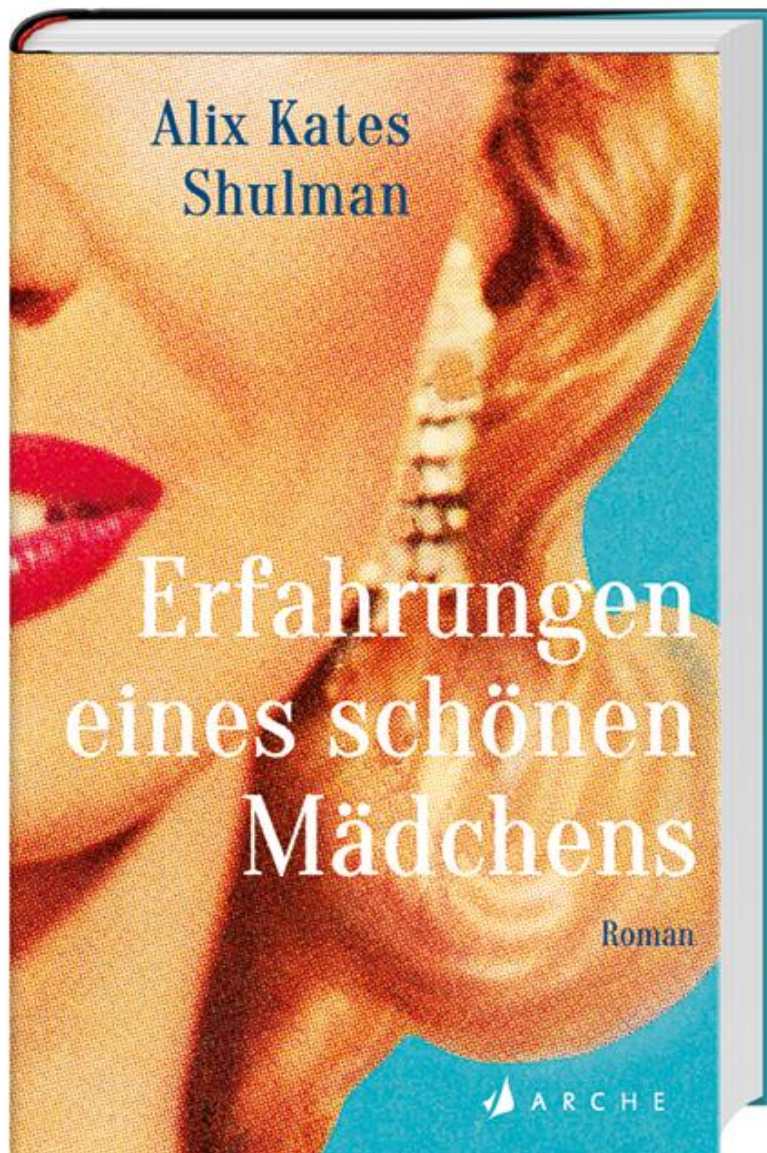


Leseprobe aus:

Alix Kates Shulman

Erfahrungen eines schönen Mädchens

Roman



Das Buch erscheint am 20. August 2021

Weitere Informationen: www.arche-verlag.de

© Arche Literatur Verlag AG Zürich-Hamburg 2021

ALIX KATES SHULMAN

Erfahrungen
eines schönen
Mädchens

ROMAN

Aus dem amerikanischen Englisch
von Sabine Kray

 A R C H E

Prolog

Die Erfahrung hat mich gelehrt, der Symmetrie und dem Dezimalsystem zu misstrauen. Und doch gab es eine Zeit, da tat ich alles, was ich wollte, sofern es mir gelang, zehn gute Gründe dafür zu finden, oder anders gesagt, ich tat alles, wogegen unmittelbar nichts einzuwenden war, und konnte keiner Mutprobe widerstehen.

Heute bin ich vorsichtiger. Ich habe Kinder, trage Verantwortung. Ich misstraue Gründen und verabscheue Mutproben. Die Beweislage deutet darauf hin, dass die Natur mit großer Wahrscheinlichkeit nicht nach Symmetrie strebt, dass zehn nicht wahrer ist als vier und dass die Vernunft keinen Bestand hat.

Dementsprechend habe ich den Zweifel zu meinem Motto erhoben. Nun möchte ich das, was ich im Leben gelernt habe, auch anderen zugänglich machen. Aus diesem Grund (und um jetzt, nachdem ich die dreißig überschritten habe und die Kinder in der Schule sind, etwas Anregendes zu tun zu haben) habe ich mich entschieden, meine Geschichte zu erzählen. Ich werde jedoch weder mit dem Anfang beginnen und von da aus vorwärts erzählen, wie es der Leser erwarten mag, noch werde ich vom Ende ausgehen, also den Erinnerungen der Autorin folgen. Stattdessen beginne ich irgendwo im Dazwischen, dort, wo bekanntlich die Wahrheit liegen soll.

An einem europäischen Bahnhof also, drauf und dran, mich, vermutlich entgegen jeder Vernunft, von meinem ersten Mann zu befreien.

Erstes Kapitel

Als der Orient-Express in den eiskalten Münchener Hauptbahnhof tuckerte, um mich (frisch aus Madrid!) auf den Bahnsteig und in die Arme meines wartenden Ehemanns zu spucken, war ich planlos und keinesfalls Herrin der Lage. Ich wusste bloß, dass ich weniger als zwei Minuten hatte, um mich dick einzumummeln, meine Habseligkeiten einzupacken, mein Ticket herauszufischen und nach den perfekten Worten zu suchen, mit denen ich mich meines Ehemanns entledigen konnte. Ich wusste, dass er am Ende des Bahnsteigs warten würde, nur einen Schritt hinter dem Fahrkartenkontrolleur, wobei er mir vielleicht bereits eines der Würstchen entgegenstreckte, für die der Münchener Bahnhof so berühmt war, und von denen er – verflucht sei er – wusste, dass ich sie liebte.

Ich wusste, dass mir keine Gelegenheit bliebe, auch nur einen Moment lang mit Haltung oder Wortwahl zu experimentieren, denn die Vergangenheit hatte bewiesen, dass ich zu zaudern begann, wenn ich die Dinge auf mich zukommen ließ, und heute würde jedes Zaudern eine sichere Niederlage bedeuten. In den vier langen Jahren der Ehe mit Frank hatte ich bereits zu viele Gelegenheiten versäumt, mich durch einen gezielten Treffer von ihm zu befreien. Dieses Mal musste ich ihn direkt mit dem ersten Schuss zwischen die Augen erwischen, sonst würde er mich einfangen.

Die Enttäuschung darüber, in einer tristen Zweizimmerwohnung inmitten einer trostlosen nordeuropäischen Stadt gelandet zu sein, die noch nicht einmal das Alleinstellungsmerkmal besaß, eine Hauptstadt zu sein, hatte mich gen Süden katapultiert. Frank hatte seine Arbeit, ich hatte nichts. Ein fensterloses Nachkriegshaus in München mit unendlich vielen Schlössern und Schlüsseln, einer neugierigen Vermieterin, jedoch ohne Telefonanschluss, dafür sechs Querstraßen von der letzten Straßenbahnstation entfernt, war ganz sicher nicht der Ort, an dem man sich mit einem besitzergreifenden Ehemann für den Winter einigeln wollte. Dazu nur Fulbright-Stipendiaten als Freunde, obwohl man in einem fremden Land lebte. Was für eine Verschwendung meiner Jugend.

»Na gut, dann geh du mal nach Spanien«, hatte er gesagt, als ich ihn wegen der Fahrkarte drangsaliert hatte. »Jetzt, wo *Intersection* Interesse daran gezeigt hat, meine Arbeit zur deutschen Frage zu drucken, werde ich deine Abwesenheit nutzen können, um sie noch einmal zu überarbeiten.«

Ich musste mich zusammenreißen, um meine Freude nicht zu deutlich zu zeigen. Er war im Hinblick auf meine Reisepläne ganz offensichtlich hin- und hergerissen.

»Ich werde versuchen, dir ein paar Bücher aus der Bibliothek mitzubringen. Vielleicht kannst du ein bisschen Spanisch lernen, während du da bist. Genieß die Zeit, dann kannst du es endlich abhaken.«

Doch wie sollte ich es abhaken können, wenn ich es einmal genossen hätte? Tatsächlich hatte ich es zu sehr genossen, um auch nur auf seine Briefe zu antworten, die er an jede American-Express-Filiale südlich von München gesendet hatte. Ich hätte sie mit Lügen beantworten müssen, doch ich wollte offen und ehrlich leben.

Nun kam die Gelegenheit, meine Ehrlichkeit unter Beweis zu stellen, rasant näher. Wenn er mir bloß die Hälfte des Geldes überließe, würde ich aus seinem Leben verschwinden. Er würde die

Wohnung und das Mobiliar behalten, keinen Unterhalt bezahlen, das Jahr hier zu Ende bringen und mit den Anwälten warten können, bis wir zurück in New York waren. Einfach den Kurs ändern. Ich würde nach ... Rom gehen. Ihn entscheiden lassen, was er unseren Freunden erzählen wollte; ihm die Geschichte für die Familie überlassen, ihm erlauben, sein Gesicht zu wahren. Für mich würde sich das alles von allein erledigen.

Während der Zug quietschend zum Stehen kam, warf ich einen letzten Blick in den Spiegel. Nicht schlecht, nicht gut. Mit meinen vierundzwanzig Jahren konnte ich das so langsam kaum noch beurteilen. Ich strich den Pony über meinen Augen zurecht, plusterte meine Haare rund um den Scheitel ein wenig auf und wetzte mein Lächeln. Gut auszusehen machte alles leichter. Doch ich fühlte mich alt – vierundzwanzig und verheiratet und alt; abgehalftert wie Miss America aus dem Vorjahr. Bitte, lieber Gott, betete ich, lass mich schön sein, wenigstens, bis mir das Geld ausgeht. Der rosawangige Geistliche, mit dem ich das Abteil geteilt hatte, sagte: »Auf Wiedersehen, Fräulein«, und streckte seine fette Hand aus. Diese händeschüttelnden Deutschen.

»Bye-bye«, sagte ich. Sie liebten es, einen *bye-bye* sagen zu hören. Sein deutsches Geschnatter, das seit kurz hinter Nancy die Melodie des Spanischen aus meinen Ohren vertrieb, hatte dazu geführt, dass ich meine Vorbereitungen auf den allerletzten Moment verschoben hatte. Und jetzt bestand er noch darauf, dass ich das Abteil als Erste verließ, während ich doch jede zusätzliche Sekunde hätte gebrauchen können.

»Bitte«, sagte er, hielt mir die Tür auf und wartete.

»Danke«, sagte ich. Und so ließ ich die letzte Möglichkeit zur Flucht an mir vorüberziehen, begab mich auf den Bahnsteig und in die Höhle des Löwen.

Und da stand er, der Löwe selbst. Genau so, wie ich es erwartet hatte, einen Schritt hinter dem Fahrkartenkontrolleur, bei meinem

Anblick grinsend und mit einem Strauß Anemonen im Arm. Es fühlte sich an, als kehrte ich pünktlich von einer kurzen Reise zurück.

Jetzt! Auf ihn! Aber ich hatte die Worte noch nicht gefunden.

Achtung! Achtung!, dröhnte der Lautsprecher, als Frank sich bereits auf mich zubewegte und sich einen Vorteil verschaffte, indem er zuerst sprach. Na ja, lass ihn halt, dachte ich mir, ich werde eben das letzte Wort haben: *bye-bye*.

»Hallo, Schatz. Willkommen zurück. Hattest du eine gute Zeit?« Mit einem breiten Lächeln hielt er mir die Blumen entgegen. Blumen! Bis zu diesem Tag hatte er mir nicht einen einzigen Strauß gekauft, er versuchte hier irgendwas abzuziehen. Einmal, als wir beide noch Studenten gewesen waren, hatte er eine Handvoll Butterblumen gesammelt und uns beiden das Kinn gelb eingefärbt. Aber das war etwas anderes gewesen. Hinter diesen Blumen verbarg sich ein Plan. Wie hässlich von ihm, ausgerechnet Anemonen zu bringen, denn die liebte ich, weil sie direkt vor deinen Augen erblühten und sich wieder schlossen, kitschig waren und permanent wuchsen, wie in einem Zeitrafferfilm. Es schien, als wüsste er Bescheid ... Aber plötzlich wurde mir klar, dass er natürlich rein gar nichts wusste. In diesem Moment wusste ich alles, und der Professor wusste nichts. Ich war diejenige, die zu handeln plante, diejenige, die hier im Vorteil war. Und ich war bereit, all meine Macht zu nutzen, die einzige Macht, über die eine Frau verfügte. Bis gestern Abend, bevor ich ihm meine unmittelbar bevorstehende Ankunft telegrafisch angekündigt hatte, glaubte er mich ganz sicher vermisst oder tot; doch jetzt sah er mich wieder als seine Frau, die von einer kleinen Reise zurückkehrte. Er hegte nicht den leisesten Verdacht, dass ich vorhatte, ihn für immer zu verlassen. Er glaubte, dass ich ihn meine Rechtschreibung verbessern und mir Deutsch beibringen lassen würde, dass ich ihm Weißwurst kochen und seine Freunde bewirten würde, dass ich bayrische Kir-

chen besuchen würde, während er arbeitete, und stolz wäre, zu ihm zu gehören. Er hatte nicht den Hauch einer Ahnung, was die Wahrheit betraf. Ich umging den Kuss, indem ich ihm meinen Koffer entgegenhielt. Er stellte ihn ab. Den Arm um meinen Rücken gelegt, drückte er meine Schultern und platzierte einen ehemännlichen Kuss auf meiner Wange. »Willkommen zu Hause«, sagte er zärtlich mit der Freude des Besitzers, und jede Silbe materialisierte sich als Dampfwolke in der klirrend kalten Luft des Bahnhofs. Seine Worte waren sichtbare Formen im Raum. Wo waren bloß meine?

Es gelang mir gerade so, meine Knie ruhig zu halten. Konnte es wirklich sein, dass er nicht bemerkt hatte, wie schäbig ich aussah? Es hätte so einfach sein sollen, eben schnell die Wahrheit herauszuposaunen. Warum fühlte es sich dann nach einem derart schmutzigen Geschäft an? Vielleicht weil ich wusste, dass Frank genau das glaubte, was er glauben wollte, nicht mehr und nicht weniger. Das echte Leben war nicht seine Sache, er kannte keine Zwischentöne, besaß kein Gefühl für die Essenz. Sein Leben war nichts als heiße Luft.

»Gott, habe ich dich vermisst. Warum hast du nicht geschrieben?«, fragte er. Aber natürlich konnte er mich diese gefährliche Frage nicht beantworten lassen. Stattdessen setzte er eilig hinzu: »Was ist mit dir passiert?« und brachte mich so vom Aktiv ins Passiv.

Wie sehr ich mir wünschte, ihm sagen zu können, dass nicht mir die Dinge passierten, sondern ich ihnen, egal, ob das stimmte oder nicht. Wie sehr ich mir wünschte, ihm sagen zu können ... »Es ist viel passiert«, sagte ich. *Jetzt. Sag es ihm jetzt.* Doch die Achtungs aus den Bahnhofslautsprechern kamen dazwischen, und ich verlor die Nerven.

»Ich habe mir Sorgen um dich gemacht. Hast du meine Briefe nicht bekommen? Ich habe sie an alle erdenklichen Orte geschickt.

Nun ja. Jetzt bist du gereist. Ich *hoffe*, das war es dann! Ich hoffe, du hast das jetzt *abgehakt*. Jetzt, wo du zurück bist, werde ich dich nie wieder aus den Augen lassen. Gott, habe ich dich vermisst.« Ein anfahrender Zug übertönte ihn. Er drückte meinen Arm und rief: »Na, komm. Lass uns ein paar Würstchen holen, und dann kannst du mir von deinem Abenteuer erzählen. Hier, nimm die –.« Endlich gelang es ihm, mir die Blumen zu überreichen.

Warum waren alle Nettigkeiten, die er mir entgegenbrachte, ein Bestechungsversuch oder ein Gefallen, während ich ihm gegenüber schlicht zur Freundlichkeit verpflichtet war? Jetzt würde er meine Enthüllungen mit Würstchen hinauszögern, sich mein Schweigen mit Anemonen erkaufen. Aus dem Augenwinkel sah ich ihn ein wenig zu heiter mit meinem Koffer durch den Bahnhof federn, die langen Beine stets voraus, als gäbe es einen wichtigen Ort, an den sie ihn zu bringen hätten, und ich wusste, dass es nur eine Frage von Augenblicken war, bis mir die richtigen Worte kämen, die Worte, mithilfe derer ich ihm die Wahrheit sagen würde. Ich würde seine Begriffe, sein leeres Vokabular verwenden.

»Frank. Warte. Bevor wir Würstchen essen gehen, muss ich dir etwas sagen.«

»Was?«, fragte er lächelnd. Immer lächelnd. Er stellte nicht einmal meinen Koffer ab oder verlangsamte seinen Schritt, um zu hören, was ich ihm zu sagen hätte. Er schien sich nicht einmal daran zu erinnern, dass ich ihm in meiner gesamten Abwesenheit keinen einzigen Brief geschrieben hatte.

»Ich bin dir untreu gewesen, Frank.« Lässig wischte ich mir den Pony aus den Augen. »In Madrid.« Er bewegte keinen einzigen Muskel, ließ nicht einmal das Lächeln sein. Aber ich wusste, dass ich ihn getroffen hatte. Ich konnte weitermachen, wusste, dass die Worte ab hier nur so fließen würden. Wie viel besser es doch war, die Wahrheit zu sagen, als zu versuchen, sie zu verbergen. Danach würden mich hier nur noch ein paar Formalitäten beschäftigen,

eine Zeit des Wartens wie nach einer Beerdigung. Danach, da war ich mir sicher, würde ich gehen können.

Dennoch ließ ich es nicht darauf ankommen. Nüchtern versuchte ich es offiziell zu machen: »Ich weiß, wie du dazu stehst. Ich weiß, dass es nun aus ist mit uns.« Nun war er dran.

Ja, er hörte mich. Er ging jetzt langsamer. Endlich blieb er ganz stehen. Er stand einfach da und sah mich an, hob meinen Koffer und stellte ihn wieder ab, als handle es sich um eine Art Zuckung. Sein Mund war leicht geöffnet, damit die Wahrheit hineinsickern konnte. Er wischte seine Hand an seinem Mantel ab. Dann brachte er seine simple, unwillkürliche Antwort hervor: »Nein!« Leise zunächst, dann mit jedem Mal ein klein wenig lauter, ein paar Dezibel mehr. »Nein! Nein! Nein!« Ich kannte ihn gut genug, um jedes einzelne davon wiederzuerkennen. Was für eine bunte Auswahl an *Neins*, hin und wieder unterbrochen von einem Synonym oder einer Paraphrase: »Das hast du nicht!«, »Ich glaube dir kein Wort«, »Es stimmt nicht«, »Das würdest du nicht«. Ein Trommelfeuer der Negationen. Die *Neins* erlaubten mir, ihn für einen weiteren Moment zu hassen. *Hör ihn dir an!*, sagte ich triumphierend zu mir selbst, mich rechtfertigend. Andererseits hatte ich wirklich keinerlei Zeit für solche Gedanken, und darüber hinaus wäre der Versuch der Rechtfertigung bloß eine Falle. Nein, jetzt musste ich meinen Vorteil ausbauen und zusehen, dass ich hier wegkam.

»Ja«, flüsterte ich, nicht sicher, ob es etwas ausrichtete. »Ja«, wiederholte ich leise zwischen den Bissen am Wurststand, wobei ich versuchte, es nicht triumphierend klingen zu lassen. Doch auf dem Tresen zwischen uns spielte sich jetzt unser ganz banaler ehelicher Disput ab, so wenig originell wie die Anemonen: »Nein!« »Ja!« »Das werde ich dich nicht tun lassen!« »Das werde ich sehr wohl tun.« »Du lügst!« »Es ist die Wahrheit!« »Das hast du nicht!« »Das habe ich wohl!«

Untreu. Das war ein Wort, das er verstehen, ein Konzept, mit dem er umgehen konnte, ein sauberes, abstraktes, verständliches Wort, das Ordnung implizierte. Gestörte Ordnung, aber dennoch Ordnung. Obwohl er das Gesicht in den Händen vergraben hatte, während ich die letzten Bissen meines Würstchens aß, wusste ich, dass er klarkommen würde, wenn ich erst einmal weg war. »Sie war untreu«, würde er händeringend zu unseren Freunden sagen. Und er würde sich auf meine Verdorbenheit und seine Reinheit versteifen, und dann würde er sich eine neue Ehefrau besorgen.

»Du lässt mir keine andere Wahl. Das war's mit uns«, drohte er.

»Ich weiß«, sagte ich und nahm seinen Zug an.

Den Blick fest auf mich gerichtet, kaute er mit gerunzelter Stirn auf seiner Unterlippe herum, so wie er es auch tat, wenn er arbeitete, dann riskierte er die Frage: »Macht dir das denn *gar nichts* aus?«

Eine Geste der Verzweiflung. Was konnte ich ihm entgegen? Armer Kerl, aber einer von uns würde leiden müssen: »Ich schätze, ich liebe dich einfach nicht mehr. Ich gehöre dir nicht mehr.«

Nun, wenigstens war es die Wahrheit. Ich schaute auf mein Bier herunter. Nach einer angemessenen Anzahl von Sekunden nahm ich einen Schluck. (Einen Moment früher, und er hätte gesagt: »Stell den Krug ab und hör mir zu!«)

»Habe ich dir nicht alles erlaubt? Wie konntest du mir das antun? Warum?«

Ihm antun. Ich zuckte mit den Schultern.

»Warum hattest du das Gefühl, es tun zu müssen?«

Es tun. Er war glitschig wie Sperma. Nein, nein – ich verweigerte die Gelegenheit, mich zu verteidigen! »Ich musste es nicht tun. Ich hatte Lust darauf.«

»Aber warum?«

»Ich weiß nicht, ich schätze, weil es keinen Grund gab, es nicht zu tun.«

»Ich bin der Grund, es nicht zu tun. Weil du mit mir verheiratet bist. Weil du eine Bindung mit mir eingegangen bist. Du hast mir versprochen, es nicht zu tun«, sagte er und plusterte sich auf. Pfff. Pfff.

Theoretisch hatte ich ein Versprechen abgegeben. Allerdings unter Protest. Jetzt würde er mich an eine Formsache verlieren. Ich hatte es bloß versprochen, weil er darauf bestanden hatte. Um ihn zu beruhigen. Bloß Lügen.

»Aber ich hätte dir von Madrid gar nicht erzählen müssen, nicht wahr?«, sagte ich, »Man könnte sagen, dass das Versprechen eigentlich gar kein Grund war, es nicht zu *tun*, oder? Es wäre bloß ein Grund gewesen, es dir nicht zu *erzählen*.«

»Sehr richtig. Ja. Du hattest versprochen, mir wenigstens nicht davon zu erzählen. Aber jetzt hast du es mir erzählt. Und jetzt ist es zu spät. Warum musstest du mir davon erzählen? Ich wünschte, ich könnte es einfach auslöschen und vergessen.« Wieder legte er das Gesicht in die Hände.

Wäre es gemein gewesen, ihn darauf hinzuweisen, wie oft er mir über die Schulter gesehen hatte, während ich Briefe an meine Freunde schrieb, oder deren Briefe las, bloß um herauszufinden, ob ich ihn betrog? Wollte er es nun wissen oder nicht? Großzügig wies ich ihn auf gar nichts hin.

»Ich habe es dir gesagt, weil ich weiß, dass es wieder geschehen wird. Weil du mich nicht atmen lässt. Es wird wieder geschehen, und du wirst es herausfinden. Ich hasse Lügen!«

Er putzte sich laut schnaubend die Nase. Ich schämte mich. Das Schnauben würde rote Venen auf seinen Nasenflügeln und blaue an seinem Hals hervortreten lassen. Würde er hier im Bahnhof eine Szene mache? Im Radio sang jemand ein Lied von der Dietrich:

*Ich bin von Kopf bis Fuß auf Liebe eingestellt
Und das ist meine Welt, und sonst gar nichts.*

»Wenn du einverstanden bist, würde ich jetzt gern nach Hause gehen«, sagte ich und holte meinen Spiegel hervor. »Ich habe eine Menge zu tun und das Gefühl, seit einem Monat nicht mehr gebadet zu haben. Ich werde versuchen, in ein oder zwei Tagen wieder weg zu sein, spätestens in drei. Klingt das in Ordnung für dich?« Ich sah nicht gut aus. Ich musste zum Arzt. Ich steckte den Spiegel ein und stand auf.

»Erst müssen wir uns ein wenig unterhalten«, sagte er um Fassung ringend.

»Okay. Wenn du willst, können wir reden.« Es war das Mindeste, was ich ihm anbieten konnte.

Ohne ein Wort, mit unscharfem Blick, starrte er geradewegs durch meinen Kopf hindurch. Ich begann mich auf den Ausgang zuzubewegen, wusste, dass er mir folgen würde. Er ließ etwas Geld auf dem Tresen liegen, dann holte er mich ein, in einer Hand meinen Koffer, in der anderen die Anemonen, die ich liegen gelassen hatte. Er kam genau rechtzeitig, um mir die Blumen zurückzugeben und die Tür zu öffnen. Auf dem Gehweg ergriff er herrisch meinen Ellenbogen und schob mich durch den irren Münchener Verkehr auf die schmale Insel, wo die Bahnen hielten. Niemals vergaß er, wer hier welche Rolle ausfüllte. Aber egal, ich war zu erschöpft, um mich daran zu stören. Er würde mich vor dem Verkehr beschützen, und ich würde ihn gewähren lassen. München war eine dermaßen kalte und feindselige Stadt.

Auf der Verkehrsinsel nahm Frank sich zusammen. »Du siehst gar nicht verändert aus«, sagte er mit einem schwachen Lächeln.

»Lass uns bitte nicht davon reden, wie ich aussehe, ich bin seit einer Weile krank. Vor meiner Abreise muss ich unter anderem einen guten deutschen Arzt finden.«

»Was ist los?«

»Ich weiß es nicht genau. Ich war in Madrid beim Arzt, aber der hat mir nicht geholfen. Diese katholischen Ärzte ...«

»Was hat er gesagt?«

»Irgendwas mit Hormonen. Und er hat mir auch ein paar Pillen gegeben. Die habe ich eine Weile lang genommen, aber jetzt habe ich Angst, sie weiter zu nehmen. Ich finde es verrückt, mit Hormonen herumzuspielen, du nicht? Ich hoffe bloß, dass ich nicht schwanger bin«, sagte ich lachend und wischte mir das Haar aus der Stirn.

»Schwanger?« Er blinzelte.

»Es ist wirklich sehr unwahrscheinlich. Ich habe jedes Mal mein Diaphragma benutzt. Ich habe halt bloß meine letzte Regel nicht bekommen. Aber das kann viele Gründe haben.«

Er sah sich um, um festzustellen, ob jemand unserer Unterhaltung lauschte. »Wie konntest du nur?«, flüsterte er. Als könnte uns dort irgendjemand verstehen oder würde sich überhaupt darum scheren. All die Leute, die sich auf der schmalen Asphaltinsel drängten, versuchten entweder zu erkennen, welche Straßenbahn sich näherte, oder sich den Wind nicht direkt ins Gesicht blasen zu lassen. Niemand schenkte uns auch nur das kleinste bisschen Aufmerksamkeit.

Hinter einer Straßenbahn der Linie sechs fuhr eine der Linie fünf heran und hielt mit lautem Geklingel. Frank stellte meinen Koffer ab und zog eine ausreichende Menge an Pfennigen aus der Tasche. Der Fahrer stempelte ordnungsgemäß zwei Fahrkarten und winkte uns dann durch, wobei er dem Koffer einen Schubs gab. Als wir uns im hinteren Teil der Bahn niedergelassen hatten, sah Frank mich mit starrem Blick an: »Du hast es geplant«, sagte er.

»Was?«

»Du hast dein Diaphragma mitgenommen. Du hast geplant, mir untreu zu sein.«

»Du lieber Himmel, das habe ich nicht.«

»Natürlich hast du das. Lüg nicht.«

Ich verweigerte die Antwort. Ich versuchte immer noch, mir

das letzte Wort aufzusparen. Es stimmte nicht, dass ich es geplant hatte. Nicht auf die Art und Weise, wie er es verstand. Aber wenn man davon mal absah – was für einen Unterschied machte es schon, ob ich ihn heute verließ oder bereits vor zwei Monaten verlassen hätte. Armer Professor, ganz durcheinander, hängt an der falschen Frage fest.

»Ich gehe niemals ohne irgendwohin – wie du mit deiner Ersatzbrille. Jeder betreibt seine eigene Form der Vorsorge. Aber das hat nichts mit *Planung* zu tun.«

Er antwortete nicht. Vielleicht hatte er mich nicht einmal gehört.

Die Bahn bremste abrupt und drückte mich kurz gegen Frank. Einen Augenblick lang kreuzten sich unsere Blicke, und ich stellte fest, dass seine Augen hasserfüllt waren. War es der Hass eines Löwen im Angesicht seines Domppteurs oder seiner Beute? Etwas war schiefgelaufen. Schnell sah er woandershin. Für den Rest der Fahrt saß er in einem Meer aus Schweigen, bis wir die Endstation erreichten. Kein Wort. Aber dieses Schweigen täuschte mich nicht. Ich hatte den Hass bereits gesehen. Ich musste jede Minute auf der Hut sein, sonst würde er angreifen. Plötzlich hatte ich Angst.

Als die Bahn an der Endstation hielt, begannen wir unseren sechs Querstraßen langen Marsch durch die schneeverwehten Straßen bis zu dem trostlosen Haus, in dem wir lebten. Ich trug die Anemonen, Frank trug meinen Koffer, den Kopf anklagend gebeugt. Wie konnte er es wagen, mich anzuklagen?

»Was hast du erwartet?«, schrie ich. Aber die einzige Antwort, die ich erhielt, war das dumpfe Geräusch des Koffers, der gegen seine Beine schlug.

Warum hatte ich solche Angst? War ich denn nicht frei? Ich musste zusehen, dass ich da wegkam. Schnell.

Zu spät wurde mir klar, dass ich mir ein Hotel hätte nehmen müssen, zu spät dämmerte mir, dass der Abstand zwischen unseren

Betten nicht ausreichen würde. Selbst in einem separaten Bett würde sein Ego mich noch immer unter sich begraben. Ich versuchte, die Unterhaltung in ruhige Bahnen zu lenken, aber Frank weigerte sich, ruhig zu bleiben. Ich sah bereits vor mir, wie sich die Sache abspielen würde: Erst würde er von Prinzipien sprechen, und dann würde er mich beschimpfen. Und wenn der Streit nicht in seinem Sinne verlief, würde er das Spielfeld wechseln, lateinische Einschübe benutzen, die Konsonanten zu stark betonen und überheblich werden. Jetzt flüsterte er bereits: »*Ruhig! Willst du etwa, dass Frau Werner mitbekommt, was du bist?*« Worauf ich, die ich nun auch die Ruhe verloren hatte, schrie: »Es interessiert mich einen Scheißdreck, was Frau Werner denkt! Oder, was du denkst! Meine Gedanken, die interessieren mich! Und meine Gedanken sagen mir, dass ich dieses Haus, dieses Land und dich und auch Frau Werner verlassen werde!«

»Halt's Maul, du Hure! Du Schlampe! Du selbstsüchtige, kastrierende Schlampe!«

Die Beleidigungen, die sie verwenden! Mein Gott, dachte ich, wie bin ich bloß hier hineingeraten? Ich hatte es für so einfach gehalten. Hatte er nicht schon tausend Mal damit gedroht, mich zu verlassen, wenn ich ihm »untreu« wäre? Und er redete von Betrug! In Wahrheit war *sein Wort* wertlos. Immer wieder hatte er mir vorgebetet, dass eine Abmachung nun mal eine Abmachung sei – was war denn jetzt mit *seinem* Teil der Abmachung? Es hätte keine große Sache sein sollen: mein Geständnis, meine Bestrafung, dann eine schnelle Kürettage, zurück auf den Orient-Express und weg von hier. Alles andere wäre Zeit- und Geldverschwendung. Ich hatte eindeutig zu wenig Geld oder Zeit, um davon weiterhin noch etwas auf ihn zu verschwenden. Ich weigerte mich, seinen Beschimpfungen Gehör zu schenken. Ich würde nicht zulassen, dass er mich mit seinen Angriffen und Behauptungen manipulierte.

»Du willst, dass ich dich rauswerfe, aber das werde ich nicht tun«, drohte er. »Ich bin immer noch dein Ehemann. Ich habe Rechte. Wenn du mich verlassen willst, musst du schon Taten folgen lassen. Ich kann dich nicht aufhalten, du Schlampe. Aber ich werde dir nicht helfen. Nicht mit einem einzigen Cent! Du wirst dich eben durchhuren müssen auf deiner Europareise!« Ich entschied mich, nicht zu antworten. Selbstverständlich war ich nicht auf seine Erlaubnis angewiesen, aber warum darauf herumreiten? Das Fulbright-Geld gehörte ihm, aber der Rest war meins, verdient mit Bürojobs, die er selbst nie angenommen hätte, obwohl er sich nicht zu fein gewesen war, davon zu leben. Vielleicht musste er bloß noch einmal darüber schlafen und wäre am nächsten Morgen ruhiger und vernünftiger.

Ich bat Frau Werner um ein Bad, obwohl wir an diesem Abend nicht dran waren. Sie sagte, natürlich, sie lasse mir gleich Wasser ein. Ich zog meine Kleider aus, doch während ich nach dem Handtuch griff, das sie für mich über den Türknauf gehängt hatte, kam Frank von hinten auf mich zu, entriss mir das Handtuch, warf dabei beinahe die Anemonen um und öffnete meinen BH. Der Löwe hebt die Pfote. Er schob seine Hände unter den BH, der mir nun lose von den Schultern herabbaumelte, und begann, meine Brüste zu begripschen.

»Was glaubst du, was du da machst?« Ich wollte seine Insektenfinger wegklatzen und endlich in die Badewanne steigen, aber ich zögerte. Sein schneller Atem in meinem Nacken hatte etwas Verzweifertes, und ich bekam Angst davor, mich zu wehren. »Du hörst mir. Du bist meine Frau«, murmelte er in meinen Nacken hinein, womit er gleichzeitig seine Stärke und meine Pflicht zum Ausdruck brachte.

»Hör auf damit!«, sagte ich. Ich versuchte ihn abzuschütteln, aber er klammerte sich an mir fest und knetete meine Brustwarzen mit seinen Fingerspitzen. Ich begann mich ernsthaft zu wehren.

Sein Atem in meinem Nacken machte mich nervös. »Bitte, Frank. Unfair.«

Er öffnete mich nach: »Bitte Frank, unfair.« Dann setzte er noch »Schlampe!« hinzu.

Ich versuchte ruhig zu bleiben. Er war sehr wütend. Der Daddy. Während ich noch mit dem Gedanken spielte, ihm die Handgelenke zu zerkratzen, schubste er mich auf eines der Betten und presste meine Hände über meinem Kopf in die Matratze. Mit einem Kopfrucken entledigte er sich seiner Brille, die einfach zu Boden fiel. Ich hatte ein Bild von mir als Cartoon-Opfer vor Augen, erwürgt vom eigenen BH, der noch immer um meine Kehle baumelte, und ich verspürte einen beinahe unbezwingbaren Drang zu lachen. Doch ohne seine Brille, mit feuchtem und unfokussiertem Blick, wirkte er so hilflos, dass ich, Schlampe hin oder her, Schwierigkeiten hatte, ihn nicht auszulachen. Schließlich bekam ich diesen Impuls zur Grausamkeit wieder in den Griff und sagte stattdessen: »Ich schreie!«

»Dann schrei halt«, murmelte er, und mit diesen Worten verschob er meine Handgelenke für einen Augenblick in eine einzige Hand und machte sich mit einem Minimum an Aufwand untenherum frei, um mich zu vergewaltigen.

Es gab keinen Ausweg. Mittlerweile konnte ich das Lachen kaum noch unterdrücken. Ich versuchte, an andere Dinge zu denken. Ich fragte mich, ob Frau Werner an der Tür stand und lauschte und ob die Badewanne wohl jeden Moment überlaufen würde. »Nicht! Das wird dir noch leidtun!«, schrie ich, vor allem, um es gesagt zu haben, und hoffte, dabei nicht zu lächeln. Schließlich, nachdem Frank all meine Bedürfnisse beiseitegewischt hatte und seine Küsse nahezu unerträglich zu kitzeln begannen, sagte ich: »Verflucht noch mal, Frank, lass mich wenigstens den BH ausziehen und mein Diaphragma einsetzen!«

Aber nichts half. »Vergiss das Diaphragma«, sagte er, und begleitet von meinem Lachen, was ich jetzt wirklich nicht mehr un-

terdrücken konnte, begaben wir uns auf unsere letzte gemeinsame Reise.

Und, was machte es schon? Er hatte es so viele Male getan – was zählte da ein weiteres Mal? Ich wäre ohnehin bald weg. Sollte er doch tun, was er wollte: Ich hatte schließlich immer noch das letzte Wort in petto.

Zwei Tage später, als die Anemonen bereits zu welken begannen, war mein letztes Wort immer noch genau dort – in petto. Obwohl ich mein Leben damit zugebracht hatte, mich mit letzten Worten zu bewaffnen, war ich nie in der Lage gewesen, ein *bye-bye* durchzuziehen, ohne den Nächsten bereits mit offenen Armen empfangen zu haben. Selbst als Kind hatte der Gedanke daran, einen Samstagabend allein zu verbringen, mich dermaßen in Angst versetzt, dass ich mit fast jedem ausgegangen wäre, bloß um eine Verabredung zu haben. Tatsächlich war es mir, all meinen Freiheitsreden zum Trotz, seit der achten Klasse niemals gelungen, mehr als vier aufeinanderfolgende Monate ohne wenigstens *einen* Mann zu sein, auf den ich zählen konnte, manchmal waren es sogar zwei, für den Fall, dass einer ausfiel. In der Highschool hatten sie das als »jungsverrückt« bezeichnet, im College, wo sich alles steigerte, als »sexbesessen«. Für mich war es eine Lebensversicherung.

Wenn ich mir meiner Schönheit bloß noch sicher sein könnte, dachte ich, fiel es mir leicht zu gehen. Hätte ich in Spanien nicht so sehr daran gezweifelt, wäre ich möglicherweise gar nicht erst nach München zurückgekommen. Vielleicht hätte ich Frank einen langen Brief geschickt und wäre in Madrid geblieben, oder ich hätte mir alternativ einen guten Spiegel und einen anständigen Doktor organisiert und wäre direkt nach Italien gefahren. Aber ich wusste, dass ich mich, was mein Aussehen anging, bereits auf dem absteigenden Ast befand. Als ich bei halbwegs anständigem

Licht einen Blick in Frau Werners Badezimmerspiegel warf, war ich regelrecht abgestoßen von meinem Spiegelbild. War das die Fratze der Schwangerschaft oder gar von etwas Schlimmerem? Plötzlich war da ein blasser, beinahe unsichtbarer Flaum auf meiner Oberlippe, den es in Amerika noch nicht gegeben hatte. Wahrscheinlich wegen der Hormone, die ich in Spanien genommen hatte. Ich brauchte ärztliche Hilfe. Wenn ich es nicht loswurde oder es sich weiter ausbreitete, wäre ich geliefert.

Frank bemerkte in seiner ganzen Selbstgefälligkeit überhaupt nichts. In seinen kurzsichtigen Augen war ich noch immer genauso hübsch anzusehen wie eh und je – und darin bestand seine tückische Macht über mich.

Dass er mich noch immer schön fand, erkannte ich daran, wie er in der Öffentlichkeit stolz meinen Arm nahm und sich umsah, ob jemand schaute. Vielleicht hätte ich dankbar sein sollen, wie ein Junky für einen Schuss, aber ich hasste es. Nicht dass es mir etwas ausgemacht hätte, mein Aussehen als Währung zu benutzen, wenn keine andere zur Verfügung stand. Nein, es war die Tatsache, dass ich eine weitere Ration brauchen würde, und dann wieder eine, obwohl ich doch bloß wegwollte. Jünger würde ich nicht. Die Wahrscheinlichkeit, dass es mir gelang, ihn zu verlassen, wäre bereits im nächsten Jahr wesentlich geringer. Der Gedanke, bloß wegen einer mangelhaften Epidermis an Frank festzuhängen, war unerträglich. Ich war ein Feigling.

Zweifellos hatte ich gehörigen Mist gebaut. Da war ich also, nach all den guten Vorsätzen, noch immer in München. Ich kam nicht von dem Gedanken los, dass ich bloß einen einzigen unbeteiligten Mann auftun müsste, der sich bereitfand, mich als schön zu bezeichnen. Vielleicht würde ich es dann endlich glauben, und vielleicht brächte ich den Mut auf zu gehen. Da mein Aussehen mein einziger Vorzug war, musste ich mir wirklich sicher sein. Alle anderen Vorzüge und Fähigkeiten, die ich während meiner Jugend

so sorgfältig kultiviert hatte, waren, gerade mal zur Hälfte ausgebildet, in den Fluten der Ehe untergegangen, und mit meinen vierundzwanzig Jahren war ich zu verängstigt, um mich auf die Suche nach ihnen zu machen. Die Versprechen meiner Jugend hatte ich allesamt gebrochen, und nun lagen all meine zerbrechlichen Eier in diesem einen abgenutzten Körbchen.

Eine Zeit lang war ich mir sicher gewesen, dass ich schön war, doch das war nur von kurzer Dauer gewesen. In der Highschool, unmittelbar nach dem Krieg, hatte ich einen Beweis in der Hand gehabt, den ich gelten lassen konnte. Dennoch hatte das Schönsein selbst zu dieser Zeit einen so hohen Stellenwert in meinem Leben, dass ich ständig vermutete, unmittelbar vor der Überschreitung meines Zenits zu stehen, wie ein Geiziger, der jeden Abend seine Reichtümer zählt, bloß um sich am nächsten Morgen wieder für einen armen Mann zu halten. Selbst damals besaßen Spiegel für mich wenig Aussagekraft, denn das Einzige, was ich darin sah, war ich selbst. Das dürre, bezopfte Kind mit den Hasenzähnen, das im Spiegel meines Kinderzimmers sehnsüchtig nach Schönheit gesucht hatte, war dasselbe Ich gewesen wie das, was in der Mittelstufe von Beverly Katz in einem Anfall eifersüchtigen Zornes verflucht worden war (»Du brauchst nicht zu glauben, dass du ewig ungestraft mit dieser Scheiße davonkommen wirst. Eines Tages wirst du dafür bezahlen.«), und glich sogar jenem Ich, das sich, entgegen jeder Vernunft, in einem schäbigen Hotel in Madrid, am Abend vor der Abreise nach München, mit der Pinzette Haare ausriß. Mein Spiegelbild bedurfte stets der Interpretation, und deshalb suchte ich es ständig in den Augen anderer.

Die Originalausgabe erschien erstmals 1972 unter dem Titel
Memoirs Of An Ex-Prom Queen bei Alfred A. Knopf, New York.

Zitatnachweise:

Die Übersetzung der Zitate aus Henry James: *Bildnis einer Dame*,
Dr. med. B. Spock: *Säuglings- und Kinderpflege*, John B. Watson:
Behaviorismus sowie aus Emma Goldman: *Gelebtes Leben* und
Giacomo Casanova: *Geschichte meines Lebens*: Sabine Kray.

Die Zitate aus dem Essay *Selbständigkeit* von Ralph Waldo Emerson
stammen aus: Ralph Waldo Emerson: *Selbständigkeit und andere Essays*;
Deutsch von Karl Federn; marixverlag in der Verlagshaus
Römerweg GmbH, Wiesbaden 2015.

Die Zitate aus T.S. Eliots Gedicht *Das Liebeslied des J. Alfred Prufrock*
stammen aus: *Englische und amerikanische Dichtung*, Band 4;
hrsg. von Eva Hesse und Heinz Ickstadt, S. 179; Deutsch von K.G. Just;
Verlag C.H.Beck, München 2000.



ISBN 978-3-7160-2796-7

Deutsche Erstausgabe

1. Auflage 2021

© der deutschsprachigen Ausgabe

2021 Arche Literatur Verlag AG, Zürich-Hamburg

© 1969, 1971, 1972, 1997 Alix Kates Shulman

Vorwort: © 2019 Alix Kates Shulman

Rechtevermittlung: Farrar, Straus and Giroux, New York

Lektorat: Ulrike Ostermeyer, Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Gesetzt aus der Sabon LT Std

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

www.arche-verlag.com